

„Die EU-Kultusminister warnen: Noten können die Entwicklung ihrer Kinder gefährden!“

Eine Replik auf Jörg Laus „Kinder wollen Noten“

von Hans Brügelmann, Universität Siegen

Aus den Aussagen von ein paar informell befragten Schülern folgert Lau: „Kinder wollen Noten“ - und darf diese Pauschalisierung mit Großfoto und Text prominent über zwei Seiten im LEBEN aufmachen (vgl. DIE ZEIT Nr. 27 v. 29.6.2006). Ganze 14 Zeilen davon sind dem Bezug auf eine Expertise gewidmet, in der unsere Arbeitsgruppe im Auftrag des Grundschulverbands den aktuellen Forschungsstand umfassend und differenziert aufgearbeitet hat. Mehrere hundert Studien sind für dieses Gutachten zusammengetragen, ausgewertet und interpretiert worden. Doch die persönlichen Erfahrungen eines Einzelnen scheinen der ZEIT hier wichtiger.

Nach PISA zeigte sich die aufgeklärte Öffentlichkeit einig: Es ist ein Skandal, dass das deutsche Schulsystem ein Viertel seiner Schüler ohne zureichende Basiskompetenzen ins Leben entlässt. Betroffen sind vor allem Kinder aus den unteren sozialen Schichten und aus Migrantenfamilien. Mehr als ein Drittel aller 15-jährigen SchülerInnen hat im Laufe ihrer Schulzeit die demütigende Erfahrung von Zurückstellung und Sitzenbleiben erlebt. Die Folgen belegt erneut eine gerade veröffentlichte Befragung der Kinder- und Jugendpsychiatrie an der Uni Köln: Nach der Angst, ihre Eltern zu

verlieren, rangiert unter Jugendlichen die Furcht, in der Schule schlechte Leistungen zu erbringen, an zweiter Stelle.

Und da kommt der Akademiker Jörg Laus und erzählt in der ZEIT, dass ihn seine schlechte Mathenote nicht gekränkt habe. Darf man mit persönlichen Zufallserfahrungen in so einer wichtigen Frage Stimmung machen? Laus Tochter gar atmet auf, dass sie endlich Noten bekommt, „weil man dann endlich weiß, wie gut man ist“. Wie „gut“? Genau das ist nämlich das Fatale: Bewertungen kleiner Leistungsausschnitte werden in unserer Schule zu Urteilen über den ganzen Menschen, heben ihn empor oder - so die Kehrseite der Medaille - stoßen ihn hinab.

Kinder wollen wissen, wo sie stehen, schreibt Lau. So weit, so gut, nur: Eine „3“ in Deutsch sagt dem Schüler nicht, was er kann. Sie sagt ihm allenfalls, ob er mehr oder weniger kann als seine Klassenkameraden. Aber offen bleibt, ob er „besser“ ist als andere, weil er in geübten Diktaten nur wenige, aber in freien Texten aber viele Rechtschreibfehler hat, ob er flüssig vorlesen kann, aber Informationen aus Sachtexten nur ungenügend versteht. In der Note verdunstet die Vielfalt des individuellen Leistungsspektrums, der Rest kommt in eine

Schublade. Aber auch deren Etikett kann täuschen.

Gerade lese ich in einer Fallstudie unseres Projekts "Lernbiografien im schulischen und außerschulischen Kontext", dass die 13-jährige Billy in Mathematik zwischen „3“ und „5“ steht, nachdem sie bei der Lehrerin davor jahrelang eine „1“ hatte. Weiß Billy dank der Noten tatsächlich, wo sie „wirklich steht“? Und was ist beim Klassenwechsel von Marc? Eben noch bekam er in seiner leistungsstarken Klasse eine „4“, da steigt er nach dem Umzug der Familie auf eine „2“. Weil er jetzt mehr kann?

Verschiedene Lehrer, wie viele Studien zeigen, bewerten nach unterschiedlichen Kriterien, haben unterschiedliche Maßstäbe. In Mathematik beispielsweise ist für den einen der Lösungsweg wichtig, für den anderen zählt nur das richtige Ergebnis. Gibt man dieselben Arbeiten einer größeren Zahl von LehrerInnen zur Bewertung, streuen die Noten über die ganze Skala von „1“ bis „5“ oder gar bis zur „6“. Und das nicht nur im Aufsatz, sondern auch in Rechtschreibung und in Mathematik. Auch für Merkmale der Person wie soziale Herkunft und ethnische Zugehörigkeit, wie Geschlecht und Sprachgewandtheit lassen sich systematische Verzerrungen nachweisen.

Jörg Lau hat Recht: Verbale Beurteilungen sind nicht objektiver. Aber sie beanspruchen dies auch nicht und sie machen die Subjektivität des Lehrerurteils durchsichtig und diskutierbar. Natürlich ist es nicht

damit getan Ziffern durch Wörter zu ersetzen, und leider trifft Laus Karikatur der wechselseitigen Übersetzung von Noten in Textbausteine und umgekehrt eine immer wieder zu beobachtende Praxis in den Schulen. Unser Gutachten spricht dieses Problem sehr deutlich an und macht Vorschläge zu seiner Überwindung. Die Chance von Berichten liegt aber darin, dass sie *können*, was mit Noten nicht gelingen kann: Konkret beschreiben und damit erkennbar machen, wo genau die Stärken und Schwächen in einem Lernbereich liegen, und - nicht minder wichtig -, wie die Leistungen sich entwickeln, d. h. was der einzelne Schüler *dazugelernt* hat und was seine *nächsten* Lernaufgaben sind.

Lau und seine Eltern haben seine schlechten Noten als Hinweis auf „Schwächen und Faulheiten“ gelesen, die „mit etwas gutem Willen und Disziplin“ beseitigt werden konnten. Wir haben in mehreren Untersuchungen feststellen müssen, dass Kinder mit Erfahrungs- und Kompetenzunterschieden von drei bis vier Entwicklungsjahren in die Grundschule kommen. Dieser Abstand bleibt über die Schulzeit hinweg erhalten - nicht weil Kinder, die schlechte Noten bekommen, nichts tun, sondern weil die anderen ebenfalls dazulernen. „Karawaneneffekt“ haben wir diesen im Grunde erfreulichen Tatbestand genannt: Alle Kinder lernen dazu, aber wer als erster ins Rennen gegangen ist, kommt häufig auch als erster im Ziel an. Und da soll man vergleichend bewerten? Leistung ist doch wohl, was der Einzelne aus seinen Möglichkeiten gemacht hat. Der *Zuwachs* an Können und Wissen ist zu würdigen, wenn

wir Leistung anerkennen wollen, wie Lau zu Recht fordert.

Wohlgemerkt: wir reden nicht über Sportler, die sich bei deutschen Meisterschaften oder bei olympischen Spielen vergleichen, weil sie sich in ihren ganz besonderen Begabungen und Fähigkeiten aneinander messen wollen - und dies freiwillig. Wir reden auch nicht von der Ausbildung für einen Beruf, in der es darum geht, Dritte vor den Unzulänglichkeiten eines inkompetenten Handwerkers oder Arztes zu schützen. Wir sprechen über die *allgemeinbildende* Schulen, in die die Kinder in einer besonders verletzlichen Phase ihrer Entwicklung gehen müssen. Statt ein Viertel von ihnen als Versager abzustempeln, sollten wir sie für ihr zukünftiges Leben stark machen.

Wie aber muss sich ein Schüler fühlen, der lernt und lernt, dadurch mehr und mehr kann, aber immer nur gesagt bekommt: Die anderen sind „besser“ als du. „Noten gefährden die Entwicklung ihres Kindes“, zitiert Lau unsere Anspielung auf die Warnung der EU-Gesundheitsminister. Dies hat nichts mit Gutmenschentum oder Kuschelpädagogik zu tun. Unsere Gesellschaft kann es sich einfach nicht leisten, alle diejenigen mit 5en und 6en abzumeiern, die wegen geringerer Begabung oder einer Behinderung, wegen fehlender Förderung durch die Eltern oder wegen misslicher Zufälle in ihrer Bildungsbiographie ihre Schullaufbahn mit dem Handicap eines mehrjährigen Rückstands starten.

Kinder *brauchen* und *wollen* Noten? Warum kommen dann andere Länder, die bei PISA, TIMSS und IGLU sogar erfolgreicher waren als Deutschland, viele Schuljahre ohne Noten aus? Und warum gibt es dort keinen Aufstand! Wollen Schüler und ihre Eltern dort nicht wissen, „wie gut sie sind?“. Meine Gegenthese: In Deutschland brauchen wir die Verrechenbarkeit von Ziffernnoten, weil wir Kinder ständig aussortieren: Zurückstellung am Schulanfang; Sitzenbleiben; Überweisung in die Sonderschule für „Lernbehinderte“; Aufteilung auf die Schularten der Sekundarstufe. Wenn ständig solche Schicksalsentscheidungen drohen, will man natürlich möglichst frühzeitig wissen, wie die Ampel an der nächsten Kreuzung stehen wird. Und dann bleibt Lehrern natürlich nichts anderes übrig, als in ihren Verbalgutachten die Ziffern der Fahrspuren sprachlich zu umschreiben. Wie anders wollen sie später solche tief greifenden Entscheidungen vor Schülern und Eltern rechtfertigen?

Doch weil die Auslesefunktion der Schule so tief im Denken aller verankert ist, scheint es kaum jemanden zu interessieren, wie sicher Noten die Leistungen der Schüler und ihre voraussichtliche Entwicklung wirklich erfassen. Dabei zeigt nicht nur PISA, dass sich die Leistungsverteilungen von Gymnasium-, Real- und Hauptschule breit überlappen. Auch Tests erlauben keine verlässlicheren Prognosen. Deshalb wurden zum Beispiel die Schulreife-tests schon vor Jahren abgeschafft. Zwar war für Kinder, die als „nicht schulreif“ diagnostiziert wurden, das Risiko größer, in der Grundschule Schwierigkeiten

zu bekommen, als für „schulreife“. Aber die große Mehrheit von ihnen war *erfolgreich*, wenn sie trotz des negativen Testurteils eingeschult wurden. Testwerte und Ziffernoten täuschen eine diagnostische Scheinpräzision vor, die ihren Kredit weit überziehen. Vor allem bei der Entscheidung über Einzelfälle. Noch schlimmer: Kinder mit vergleichbaren Voraussetzungen entwickeln sich in der Regel besser, wenn sie nicht zurückgestellt, sondern eingeschult werden, wenn sie nicht wiederholen müssen, sondern versetzt werden, wenn sie in der Regelschule bleiben statt auf die Sonderschule zu gehen und wenn sie eine höhere Schulform in der Sekundarstufe besuchen dürfen. So werden Noten zur *self-fulfilling prophecy*. Nicht nur wegen des Pygmalion-Effekts, also der Steigerung oder Dämpfung der Leistungszuversicht durch externe Rückmeldungen, sondern auch wegen der hohen Bedeutung der äußeren Lernbedingungen. Zukünftiger Schul- und Lebenserfolg ist eben nicht aus aktuellen Leistungen berechenbar.

Man sollte aber auch über die Wirkung der „harten Währung“ Noten auf die Begabten und sozial Begünstigten nachdenken. Dazu gibt es ebenfalls empirische Studien, deren Ergebnisse nachdenklich stimmen müssen. Ein Lernen aus Interesse an der Sache leidet nicht nur unter der Bestrafung durch schlechte Noten. Es lässt auch nach, wenn die Abhängigkeit von externen Belohnungen überhand nimmt. Sicher: Menschen lernen auch, wenn jemand sie mit Zuckerbrot und Peitsche dazu antreibt. Aber dieser Antreiber kann nicht ein Leben lang neben dem

Anzutreibenden stehen. Und er *soll* es auch nicht. Schule ist nicht nur der Ort, an dem Wissen und Können vermittelt werden sollen, sie ist auch der Raum, in dem sich die individuelle Persönlichkeit und soziales Verhalten entwickeln. Nur wenn Selbstständigkeit gefordert und ermöglicht wird, können Kinder lernen, selbstständig zu werden.

Darum haben wir in unserem Gutachten deutlich gemacht, dass die Kontroverse Noten- vs. Berichtszeugnisse nur die Spitze des Eisbergs ist. Es geht vor allem um das Verhältnis von Fremd- und Selbstbeurteilung. Schule muss die Fähigkeit fördern, aus realistischer Selbsteinschätzung Folgerungen für die Entwicklung des eigenen Könnens zu ziehen. „Pädagogische Leistungskultur“ nennt der Grundschulverband diesen Anspruch an eine gute Schule (vgl. DIE ZEIT Nr. 50 v. 8.12.2005). Die hierarchische Schule der Kaiserzeit passt nicht mehr in eine demokratische Gesellschaft. Sie ist politisch überholt. Und sie lebt von Annahmen über „Begabung“, „Leistung“ und ihre Erfassung, die sich wissenschaftlich längst nicht mehr halten lassen. In der Fachwelt ist dies seit mehr als 40 Jahren bekannt - und zwischenzeitlich immer wieder bestätigt worden, wie unsere Expertise zeigt.